

MÜNCHEN / 1937 / NR. 48
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

Jugend



Helga Goebbels

Nic. Michailow



Gute Menschen — und weniger gute!

Wer die Menschen kennen lernen will, der nehme eine Sammelbüchse des Winterhilfswerks in die Hand und gehe sammeln. Als bald zeigen sich die Menschen mit dem guten Herzen, die freudig auf den Sammler zugehen und im Bewusstsein ihrer guten Tat das Zeichen an ihre Brust heften. Es zeigen sich solche, die schon gebeten haben, die kein Kleingeld mit sich führen, oder die nicht leicht 20 Pfennige entbehren können. Aber sie haben Herzensbildung, danken freundlich oder bedauern, daß sie nicht geben können. Man hat das Gefühl, daß sie das wirklich so meinen, und niemand nimmt es ihnen übel. Es gibt aber auch Leute, die ihre Nase, pfeifgrade am Sammler vorbeibohren oder sich unwillig abwenden. Die armen Würstchen! Sind das nun alles böse Menschen oder sind sie nur so hilflos den Mitmenschen gegenüber, daß sie sich in diesen Einsparner hüllen? In der Regel sind sie es, denn ihre Schmutz ist mangelndes Selbstvertrauen. Deshalb fühlen sie sich unsicher. Das Werk der Liebe aber läßt deswegen nicht nach. Und die Liebe zum Nächsten ist endlich auch der Schlüssel zum Herzen dieser Menschen.

Gott sei Dank!

Im wilden Westen Kaliforniens ritt in diesem Sommer, als er am heißesten war, ein Mann von seiner Ranch über das dorren Land, um in dem so Meilen weiten Nachbardsdorf Geschäfte zu machen. Er war müde und hungrig vom langen Ritt, und süß ab, um eine Pfeife zu rauchen. Aber als er sein Streichholzpäckchen aus der Tasche holte, fand er, daß nur noch zwei Zündhölzer übriggeblieben waren. Er strich das Erste an, aber es zündete nicht. Verdammte, wollte er sagen, aber er besann sich, daß fluchend sein Zeichen von guter Erziehung ist. So sagte er: „Meine Güte, das ist eine nette Geschichte! Ich gebe ein Königreich für ein paar Züge aus der Pfeife, und nun ist das eine Streichholz bin und das zweite wahrscheinlich auch.“ Aber Kalifornien ist nicht umsonst das Land der wunderlichen Philosophen und seltsamen Seiligen. Auch unser Mann von der einsamen Ranch war ein Philosoph. „Vielleicht“, dachte er, „ist es ein Segen, wenn es nicht zündet. Wenn nehmen wir an, ich Kloppe nachher meine Pfeife aus, wie leicht kann ein Funke das dürre Gras in Flammen setzen. Es ist

trocken wie Zucker. Im Nu haben sich die Flammen ausgebreitet. Da drüben stehen ein paar trockene Nadelbäume, dahinter gleich der Wald. Lieber Himmel! und wenn der Wind umschlägt, kann ich um's Leben reiten! Hunderte von Meilen vor und hinter mir dehnt sich die trockene Ebene mit Wäldern und Gras. In wenigen Stunden liegt das Vieh dort zu Tode geröstet. Das Land schwarz gebrannt, viele Millionen Dollars Schaden. Um Gottes Willen! Und in der benachbarten Stadt ist gar ein riesiges Sprengstoffmagazin. Wenn das hochgeht, ist die



Macco

Explosion vielleicht von solcher Gewalt, daß die Erdschale, um einen tausendstel Zoll verrückt wird und möglicherweise gar unser Planet Millionen von Jahren zu früh in die Sonne stürzt! Währenddessen strich er das zweite Zündholz an. Es versagte. „Gott sei Dank!“, seufzte der Reisende erleichtert, steckte seine Pfeife in die Tasche und schwang sich wieder auf sein Pferd.

Die Dämmerzigarre

In einem kleinen Hotel einer kleinen Stadt trafen sich jüngst zwei Freunde. Der eine reiste in Kasse, der andere in Zigarren. Nennen wir den Ersten Hermann, den Zweiten Franz.

Erstlichlich zu sagen, Hermann, der Kassemann, war ein starker Raucher, der selbst bei der Kundschaft seine Zigarre nie ablegte und sich das bei seiner allgemeinen Beliebtheit leisten konnte. Franz, der Zigarrenmann, rauchte dagegen selten und nur von berufswegen. Als Hermann seinen Freund begrüßte, saß dieser traurig und in sich gekehrt da. Das Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen. Inzwischen brach die Dämmerung herein und Franz wurde lebhafter. Er erzählte, daß der verfluchte Bahnhofswirt die ganze letzte Sendung Zigarren wegen zu hellen

Deckblattes zur Verfügung gestellt habe. Diese Differenz müsse er nun aus der Welt schaffen, und Franz müsse ihm helfen und bei dem Wirt eine Kiste Rheinwein mitbringen. Sie wechselten also hinüber zum Bahnhof und wurden nicht eben freundlich empfangen. Der Wirt schimpfte auf die „heißgelben“ Zigarren. Inzwischen hatte die Dämmerung zugenommen und Franz hat den Wirt, die Zigarren zu zeigen. Er betrachtete sie aufmerksam und gab sie seinem Freunde Hermann weiter. Der konnte bei der zunehmenden Dunkelheit und spärlichen Beleuchtung nichts mehr feststellen. Aber er steckte sich eine an und rauchte mit Genuß. Sehen Sie, sagte Franz mit strahlender Stimme zum Wirt. Da haben Sie das unparteiische Urteil unseres freundes Hermann. Und der ist Kenner, das wissen Sie ja. Schauen Sie nur, wie ihm die schmeckt. Diese Zigarren müssen Sie im Zwielicht rauchen! Das Kraut war gut, der Wirt nahm an und seine Stirne glättete sich. Fortan wurde diese Zigarre nur nach Einbruch der Dämmerung verkauft. Wenn es einen Dämmerhoppen gibt, warum nicht auch Dämmerzigarren?

Ausländer

Un einem Wochenende sahen wir in der Straßenbahn einen überreisigen Sammler, der ungeachtet der Vorchrift die Fahrgäste aufrollte. Als er sich fast durchgearbeitet hatte, kam er an ein gutgekleidetes junges Paar, das er zum Gehen zu überreden suchte. Seine Mühe war erfolglos. Die beiden verstanden kein Wort, denn sie waren Kanaber. Er zeigte auf die Sammelbüchse. Da er aber Uniform trug, glaubten die beiden, er sammle für Kunstgewerke und fanden, daß das keine Angelegenheit der Ausländer, sondern der



Macco

Deutschen sei. Die übrigen Fahrgäste machten dem Sammler schließlich klar, daß die beiden Ausländer seien. Er blieb ungerührt und bemerkte endlich: Was macht denn das? Ich bin aa aus Pasing!

Die Jugend



Um große Kunst nachempfinden zu können, braucht es in erster Linie Herz und Fantasie. Der Verstand kann nachher kommen und sich die Sache zurecht legen.

(Anselm Kieferbach 1882)



Vor dem Spiegel

Oswald Poetzelberger



Am offenen Fenster

Oswald Poetzlberger

DEUTSCHE MALER:

Oswald Poetzlberger

Seit 1926 lebt der Maler Oswald Poetzlberger in der Stadt der Deutschen Kunst. Bei seinem Vater, dem Südtiroler aus Meran, erlernte er an der Stuttgarter Akademie die Malerei, später studierte er bei seinem Onkel Leo Puz in München. Der Weltkrieg, dessen ganze Schrecken er miterlebte, unterbrach seine Studien. Lange war es ihm unmöglich, das Kriegserlebnis im Bilde darzustellen. Vor allem fühlte er auch die Schwierigkeit, aus der anekdotischen Darstellung herauszukommen. Denn von nichts ist seine Malerei weiter entfernt, als vom fotografisch-zufälligen. Der dargestellte Gegenstand ist

ihm nur das Mittel, durch das er seinen Empfindungen Ausdruck verleiht. Nicht zur banalen Körperlichkeit des Gegenständlichen, sondern zur Überwindung des Materiellen strebt seine Kunst.

Die deutschen Maler der Romantik wie der Gegenwart haben erkannt — worüber die Malerei der Nachkriegszeit sich glaubte hinwegsetzen zu dürfen — daß die Malerei vom Gegenstande nicht so zu trennen ist wie etwa die Musik. Denn der Maler soll ja die Qualitäten von etwas Gegebenem wiedergeben und damit seine Empfindungen ausdrücken. Inwieweit er diese auf den Betrachter überträgt, läßt er

ihn die Natur mit den Augen des Künstlers sehen.

Bei aller Liebe und Treue zur Natur bewahrt Poetzlberger daher vom Gegenstande stets den Abstand, der das Kunstwerk über das einfache Lichtbild hinaus hebt. Er läßt uns den Geist der Landschaft tiefer erleben und dadurch wirklicher erscheinen. Das Gegenständliche tritt zurück. Es sind ja nicht die Dinge selber, die den Wert des Kunstwerks ausmachen, sondern ihre Erscheinungsform.

Oswald Poetzlberger hat sich von jeher zur Malerei des Südens — Masaccio und die erzählende gobelinartige Malerei des



In den Bergen

Oswald Poetzelberger

frühen Quattrocento — hingezogen gefühlt. Und doch hat er nicht das Streben zur Körperlichkeit wie die meisten Italiener und Franzosen. Wer ist seine Kunst den durchgeistigten Werken der Spanier, vor allem Tizios und Goyas verwandt, wenn auch in den Farben völlig anders. Nicht die düstere Lebensverneinung, wie sie auch in den Werken vieler Spanier spricht, sondern ein naturnahes romantisches Lebensgefühl verraten diese Bilder, wenn auch von leichter Melancholie durchweht, und geheimnisvoll durchglüht in den Lichtakzenten. Neuere Bilder, die farbiger, aber einfacher und geschlossener sind, verraten, daß der 44-jährige Künstler noch nicht am Ende seiner Entwicklung steht.

Dichter-Anebdoten

Franz Kobell (1803—1882)

Ein hoher Herr fragte einmal den bekannten Dichter Kobell: „Sagen Sie mir doch, Herr Professor, zu welcher Tageszeit machen Sie eigentlich Ihre hübschen Verse?“ — Kobell erwiderte möglichst sanft: „Bal mir was einfallt, königliche Hoheit.“ Erstaunt bemerkte der Prinz: „So, so! Ich hab mir gedacht, ein Dichter könne immer Verse machen, so oft er will.“ „Dds schon“, entgegnete Kobell trocken, „aber sie sand aa danach.“

(Völderndorff, a. O. II 2)

In München bewohnte Töben in der Maximilianstraße 32/II mehrere Zimmer, in denen ihm außer ein paar guten Bildern italienischer Meister nichts gehörte. In einer braunen Samtjacke, mit einer kurzen Tonpfeife in der Hand, schritt er, wenn er sich zwischen zwei Arbeiten ausruhte, behaglich plaudernd durch diese Zimmer. Als einmal die Rede auf eine italienische Reise kam und Frau und Freund ihm zu dem wärmeren Klima sehr zuredeten, sagte er, auf einen kleinen, altmodischen Mahagonischreibtisch seines Vermieters deutend: „Ich kann nicht fort.“ — „Warum nicht?“ — „Weil ich den nicht mitnehmen darf.“

(F. Philippi, Bilderbogen 33)

Das Programm der Wirtin

Von Josef Gubner

Zu der fröhlichen Floßfahrt, die der Langenreuther Wanderklub am Sonntag zu veranstalten gedachte, hatten sich rund dreihundert Personen angemeldet. Die Floßkuppeln sollten bei der Waldschenke befestigt werden.

Die Wirtin klingelte den Vorstand des Wanderklubs an. Sie wollte wissen, auf wieviel Uhr sie den Kaffee kochen und die Würste braten sollte. Was? Wegen der Floßfahrtteilnehmer brauchte sie, die Wirtin, nichts vorurteilen...? Weshalb nicht? Warum nicht?

„Es ist im Programm nicht vorgegeben, daß wir uns vor der Abfahrt in der Waldschenke treffen.“

„So, so! Mich haben Sie also überhaupt nicht auf das Programm geschrieben!“, redete sich die Wirtin langsam in Wut. „Ein sauberes Programm! Wenn ich mich nicht schämen müßte, würde ich noch ganz was anderes sagen.“ Damit hängte sie ein.

Am nächsten Tage ließ sie den ersten Menger von Langenreuth kommen und beauftragte ihn, ihr Maßfäß und das schwerste Schwein, das sie im Stalle hatte, in Bratwürste zu verwandeln. Derrneil das geschah, verarbeitete sie mit ihren Töchtern einen Zentner Mehl, drei große Schmalztöpfe und zwei Schüsseln Eier zu Kräpfen, Gugelhupfen, Torten und Plätzchen.

Am Sonntag fuhren in früher Nachmittagsstunde bei der Waldschenke elegante Wagen und schwere Autobusse vor. Die Wirtin stand mit blühweißer Schürze, und die Arme in die Hüften gestützt, unter der Haustüre.

Immer wieder blieben Damen stehen und hielten den Atem an. „Schade, daß die Floßfahrt schon so früh angefangen wurde. Man hätte uns doch zuerst ein Täschchen Kaffee trinken lassen können.“ Die Wirtin schmunzelte nur. Für sie sprach der Duft ihres Kaffees.

Der Vorstand des Wanderklubs hatte die Uhr in der Hand. „Ich bitte die Herrschaften, auf den floßen Platz zu nehmen. In fünf Minuten kann das Wasser, das uns mitnimmt, hier sein.“

Die fünf Minuten waren abgelaufen. Alles wurde gespannt das Flußbett hinauf. Aber von den Flutwellen, die aus dem zwei Wegstunden entfernten Stauwehr heranzöhlten, war noch nichts zu sehen.

Es verstrich eine halbe Stunde. Die Kollfilme waren verbraucht und die reizigen Zurufe von Kuppel zu Kuppel

hörten auf. Man begann sich zu langweilen.

Plötzlich ging es von Floß zu Floß: „Das Wasser kommt vor zwei Stunden nicht...!“

„Wer hat das gesagt?“, fragte der Vorstand des Wanderklubs.

Man suchte die Ufer. Etliche Damen verließen ihr Floß und steuerten schurstracks auf die Waldschenke zu. Bald grüßten sie mit ihren Kaffeetaassen und Kuchenstücken aus den weit geöffneten Fenstern und riefen lachend: „Drei Stunden müssen wir noch auf das Wasser warten!“

Da waren im Nu die Floßkuppeln leer. Dafür aber füllten sich die Räumlichkeiten der Waldschenke bis auf die letzten und allerletzten Plätze. „Bratwürste!“, „Kaffee!“, „Hier!“, „Wein!“, wirbelten die Kuxe durcheinander.



Der Floßfahrleiter schwitzte vor Aufregung und wußte nicht, was er machen sollte. Gatten sich die zwei Floßer, die den Stauwehr ablassen sollten, zu einem Mittagsschlafchen in das Gras gelegt? Sie waren weder telefonisch zu erreichen noch konnte auf dem schmalen Wiesenpfade irgendein Kraftfahrzeug zu ihnen kommen.

Ganz betroffen betrat nun auch der Vorstand des Wanderklubs die große Gaststube der Waldschenke. Er entschuldigte sich, weil die Fahrt nicht programmgemäß verlief.



Zeichnungen von Ros.

„Warum regen Sie sich überhaupt auf?“, sagte ein Herr. „Wir wünschen ja gar nicht, daß das Wasser jetzt kommt.“

Die Wirtin lachte mit allen Zähnen. Der Vorstand drückte ihr die Hand. „Das werde ich Ihnen nicht vergessen, daß Sie so vorbildlich für uns gefloßt haben.“

Nachdem alle Vorräte in Küche und Keller zu Ende waren, ließ sich draußen der Sohn der Wirtin vernehmen: „In zehn Minuten dürfte das Wasser da sein.“

Man zählte und lief zu den Floßkuppeln. Nun kam es wirklich — das Wasser. Braum froch und quoll es zwischen den Stämmen durch. Die Floße hoben sich und fingen zu schwanken an. Die Floßer sprangen ins Wasser und mit donnerndem: „Goooooi-rud!“, „Goooooi-rud!“, ging es flussabwärts.

Am andern Tage wollte der Vorstand des Wanderklubs die beiden Stauwehrfloßer ins Gebet nehmen. Aber es war nicht möglich. Sie waren schon in aller frühe nach der Waldschenke aufgebrochen und läng drei Tage nicht mehr nützlich geworden.

Da ging dem Vorstand mit einem Male ein Seifenbier auf. „Zm, hm! So, so!“

Eigentlich wollte die Wirtin am Sonntag weiter nichts als eine kurze Kaffeepause einschalten haben und sie versprach den zwei Floßern zehn Liter Bier, wenn sie den Wehr eine Stunde später ablassen würden. Da hatten die Floßer mit ihren durstigen Kehlen sofort gefragt: „Wirtin, wieviel Liter bekommen wir, wenn wir drei Stunden ausgehen?“

Sie stellte rasch im Kopfe ein kleines Programm zusammen:

Ein Maßfäß,
ein Schwein,
ein Zentner Mehl,
zehn Pfund Bohnenkaffee.

Dann sagte sie laut: „Ihr bekommt einen halben Gektoliter Starbier.“

So kam es, daß am Sonntag nicht das Programm des Vorstandes vom Wanderklub, sondern das der Wirtin der Waldschenke durchgeführt wurde und zwar zur vollsten Zufriedenheit aller Beteiligten.

Ein Trinkgefäß, sobald es leer
Macht keine rechte Freude mehr.

Wilhelm Busch

BLANCHE und der Modellhut

VON HANNS LERCH

Blanche, blond, schlank, mit einem Gang, der jedes Männerauge entzückte, blieb mit zornigen blauen Augen stehen, genau vor dem einen großen Schaufenster des „Gutfalons „Barnier frères.“

„Ich liebe es nicht, auf der Straße angesprochen zu werden!“

Gaston zwirbelte sein kleines Bärtchen.

„Auch ich liebe es nicht, eine Dame auf der Straße anzusprechen...“

„Wenn Sie es doch tun, sind Sie kein Kavalier!“

„Wie Sie wollen... Dann hatte ich wenigstens das Vergnügen, Ihre sanfte Stimme zu hören...“

Die Hornfalten um Blandes Mund glätteten sich ein wenig.

„Sie sind also doch Kavalier... Der Schmeichelei nach wenigstens.“

„Ich würde Ihnen noch viele andere Beweise antreten, daß ich es bin...“

Blandes Blicke glitten in das Schaufenster hinein.

„Gut!“, rief sie, „sehen Sie dort den entzückenden Hut! Ein ganz neues Modell! Ich möchte ihn gern tragen... Er wird mich fleiden.“

„Meine Gnädigste“, erwiderte Gaston, „wir sind noch nicht verheiratet...“

„Pah, wenn Sie Kavalier sind, leihen Sie mir 100 francs, und ich werde den Hut kaufen! Hier ist meine Karte... Sie werden den Betrag in spätestens 24 Stunden zurück erhalten...“

Gaston zog die Brieftasche. „Zurück erhalten! Dann aber bitte bei einem Stell-dich-in!“

Blanche lächelte: „Gut, morgen abend um 18 Uhr im Café Arkadia...“ Sie barg rasch den Schein in ihrem Geldtäschchen, und dann schloß sich die Ladentür hinter ihr...

Gaston ging einige Schritte und las auf dem Gang:

Blanche Millefleurs, 371 Avenue de Gare.
Dann ging er zum Parkplatz.

Am nächsten Abend um 17.45 Uhr hielt sein hochgrauer Wagen vor dem Café Arkadia. Drauf saß er an einem Marmortisch und wartete, bis 18.45... bis 19.45... Blanche kam nicht. Zu Hause schrieb er ihr einen Brief:

Fraülein Blanche Millefleurs, Paris,
371 Avenue de Gare.

Meine Gnädigste! Ich bin unglücklich, daß Sie gestern irgendwelche Umstände davon abbildeten, in das Café Arkadia zu kommen. Da ich jedoch vergaß, Ihnen meine Anschrift zu geben, bitte ich darum, Sie morgen, Donnerstag abend um die gleiche Zeit dort erwarten zu dürfen.

Gaston Meunier
Wieder fand Gastons hellgrauer Wagen Donnerstag 17.45 Uhr vor dem Café



„Meine Frau“

Kurt Weinhold, Calw.

Arkadia. Übermals saß Gaston an einem Marmortisch und wartete. Es wurde 17.50, es wurde 18 Uhr... Niemand kam. Es wurde 18.10... Blanche war nicht zu sehen. Um 18.15 erschien eine junge Dame mit rasiertem Gesicht, tiefschwarz. Nein, es war nicht Blanche in ihrer blonden Schlangenhaar... Sie blickte sich suchend in dem noch leeren Lokal um. Schließlich saß sie sich ein Herz und kam auf Gaston zu.

„Sind Sie Herr Meunier?“

„Zu dienen, meine Gnädigste...“

„Sie schrieben mir...“

„Ich Ihnen...“

„Jawohl, ich bin Blanche Millefleurs...“

„Sie wohnen...?“

„Jawohl, 371 Avenue de Gare...“

„Sind Sie eine Verwandungskünstlerin?“

„Wünschen Sie meine Ausweise zu sehen?“

„Nein, ich wünsche, daß Sie Ihre

Visitenkarten nicht wahllos verschicken."

"Sie sind häßlich!"

"Dafür Sie das Gegenteil!"

"Meinen Sie?"

Er meinte es wirklich, er meinte es. Sonst hätten die beiden nicht bis 22.35 Uhr an diesem Tisch gesessen und sich soviel zu erzählen gehabt...

Ein Vierteljahr später, als sie längst verlobt waren, gingen sie eines Abends zufällig über den "Platz de la Concorde". Auf einmal floste Gaston... "Liebling, sieh unauffällig nach links, dort ist jene andere Blanche... Du weißt, die mit den 100 francs... Sie trägt noch immer den Modellhut... Der Zufall wollte es, daß der Menschenstrom die blonde Blanche mit ihrem sehr gut aussehenden Begleiter auf Bahram und die echte Blanche trübte.

"Wir folgen ihnen", tuschelte Gaston...

Vor dem Hutjalen "Garnier freres" blieb die blonde Blanche mit ihrem Begleiter stehen. Als Gaston und die echte Blanche dort angekommen waren, hörten sie ihre Stimme: "Siehst du, Kaoul, hier habe ich den schiefen Gut entdeckt. Er war nicht billig, aber du weißt ja, wie wir Frauen sind, überstunden im Büro, so habe ich das Geld gespart..." "Ganz recht!", rief Gaston aus dem Hintergründe... "Der Gut war sicher ein Verlobungsgegenstand..."

Der Begleiter der blonden Blanche drehte sich erstaunt um.

"Sagten Sie etwas, mein Herr?"

Gaston wuschelte sein hübsches kleines Bärtchen und lächelte:

"Die Bemerkung galt meiner Braut.

Wir unterhielten uns gerade darüber, ob man vor der Hochzeit einer Frau schon einen Gut schenken darf oder ob man sich seine Visitenkarten selbst drucken lassen soll..."

"Unverständlich", murmelte der andere... Die blonde Blanche drängte ihren Begleiter zur Seite. "Wir scheinen hier wirklich Zeugen einer kleinen Auseinandersetzung zwischen Verlobten gewesen zu sein..."

"Verlobten, die Ihnen außerordentlich dankbar sind!", rief Gaston, "denn ohne Ihre Modell wären wir es wohl nicht... Auf Wiedersehen!"

Etwas zum Lachen

Unteroffizier: "Stellen Sie sich vor, Sie haben nachts Wache. Plötzlich taucht jemand hinter Ihnen auf und schlägt die Arme um Sie, so daß Sie Ihre Waffe nicht benutzen können. Was würden Sie sagen?"

Ne Krut: "Laß das, Schatz!"

Ginterhuber: "Ein Badeschwamm kann zermal soviel Wasser aufnehmen als er wiegt."

Moosbichler: "Saft, wann i so vui Bier aufnehma könnt!"

Die Begegnung mit dem Holländer

Von Paul Jacob Langenbeck

In dieser Geschichte wird der fliegende Holländer auftauchen — und damit nun nicht etwa jemand denkt, ich erzähle da irgendeine Konjunktur, abergläubische Fantasie, so bemerke ich ausdrücklich, daß es eine wahre Begegnung ist.

Im Land, da fühle ich mich nicht wohl. Es kommt zuviel zusammen, das ein ruhiges Leben zerstört: Verkehrsunfälle, Geschwätz der Nachbarn, Ärger mit der Verpflanzung, und mitunter sogar der Gerichtswohlfahrer. Da bin ich an Bord eines Schiffes doch sicherer und gut aufgehoben. Und wenn es nun auch der „Sechund“ war, mit dem ich vor einigen Jahren nach Boston ging — ein alter, verbeulter Frachtschiffchen, mit einer noch älteren verbogenen Maschine. Von den Gefahren des Meeres war weit und breit nichts zu sehen, obwohl wir in ein wildes Wetter kamen. Ich fühlte mich sicherer, obgleich sich der Nordatlantik in ein waberndes Gebirge verwandelt hatte, als in den Straßen einer Hafenstadt, wo hundert Automobile brüllten und ebenso viele kleine Mäddchen flüsteren. Der „Sechund“ froh puschend und stöhnend die Wellenberge hinauf. Wir waren dabei vergnügt und guter Dinge, und wenn irgend etwas passierte, dann mußte das schon nicht mit rechtlichen Dingen zugehen.

Auf der Nachtwache von 12 bis 4 Uhr hatte ich freitagen. Ich stand wieder am Ruder noch auf Ausguck. Eine ganze Weile saß ich ddsend in der Komboje auf der Kohlenfiste. Ab und zu blinzelte ich nach draußen, wo am Luv, in dem Schein unserer grünen Seitenlaterne, die Springer des tobenden Atlantiks die prächtigen Farbenspiele hervorzauberten. Wieder riss ich eine See hoch, und wie sie durch den grünen Lichtkreis dampfte, hatte ich so das unbestimmte Gefühl, plötzlich etwas Kotes zu sehen. Ich riß meine Augen auf und versuchte, dieses Rot zu erfassen; denn ich fühlte es nur. Wenn nun mein Gefühl stimmte, dann rannte irgendwo zwischen den Wellenbergen, mit halbem Wind, ein Schiff direkt auf uns zu. Als der „Sechund“ wieder einen Wasserberg hinauffletzte, versuchte ich abermals von der Höhe das Rot genau festzuhalten. Das war aber gar nicht so einfach! Das tanzen Schiff, an welchem sich die rote Lampe befand, mußte, ranste gleich uns in dem Wassergebirge umher. Man mußte genau die Richtung wissen. Jetzt stand unser „Sechund“ plötzlich Kopf — das andere Schiff vielleicht auch. Wo ist nun die rote Lampe? Vielleicht war da auch ein anderes Schiff... Von innerer Unruhe getrieben, verließ ich meinen Platz. Und in diesem Moment, da ich meinen Fuß auf das Deckendeck setzte, rollte der

„Sechund“ knallend in einen Brecher — und mitstichs, wo ich eben noch stand, brauchte die See entlang. Die Abnung von der roten Lampe hatte mich vielleicht gerettet. Gleichzeitig sagte jemand monoton vom Kuber her: „Das Schiff führt mich mehr.“ Ganz ruhig und fadisch flang es. Merkwürdig — ich wurde innerlich ganz leer, so unbeschreiblich still, als ob mir irgend etwas fehlte. Unsicher konnte ich nur einen Knopf meines Elmantels zwischen den Fingern drehen. Nicht aufgeregt oder nervös — nein — wie eine Fortsetzung dessen, was eben aufhörte. Aber was —? Die See brüllte, und in der Tiefe, lagte heulte die Gölle. Der „Sechund“ holte hart nach Steuerbord über — und neben uns, fast senkrecht, stieg eine gewaltige Wasserwand auf. Und da erkannte ich: Schwindelnd hoch über uns, auf einem heranbrechenden Wellenkamm, stand eine rote Laterne — ein dunkler Segler!

„Rot an Steuerbord!“, schrie ich entsetzt. Jetzt richtig handeln und denken! Aber wie! Ich drehte an dem Elmantelknopf — schneller — riß ihn herum — ja! — so schnell mußte die Maschine jetzt laufen — so mußte man das Ruder rumreißen! Aber unser Schiff stand still — jumpste nur auf und ab —. Der Segler lagte näher —. Ich hörte nach dem Knack — wahrhaftig, ich wollte nicht nur sehen, ich wollte auch genau hören. Jetzt — Obrenbelaubend überschlief sich der Brecher — wie ein Gollenpuck setzte die See den Segler knapp zehn Meter an unserem Bug vorbei, und wie ein Irrelicht verschwand auch schon seine tanzen Gellampe zwischen den wandernden Bergen.

„Datt weur de fliegende Holländer —“, meinte unser Kudergeranger.

„War er wohl —“, antwortete der Steuermann und sah gleichgültig über das Windstufgled nach vorne. Um meine Ansicht fragten sie nicht. War auch gar nicht nötig —, ich merkte auch so, daß unsere Maschine nicht mehr lief. Zwei rote Lampen wurden gesetzt: manövrierrfähig! Und das im Orkan —. Was ist nun noch viel zu erzählen! Man weiß ja, wie es den Schiffen ergeht, denen der „fliegende Holländer“ begegnet. Gerettet wurde wir alle — aber, was man von dieser Begegnung zu halten hat, das muß jeder mit sich selber ausmachen. Ich — auf jeden Fall — bin nicht abergläubisch —.

STIMMUNG

Niemand sagt, du sollst weinen,
Niemand befehlt, zu lachen.
Sonne muß scheinen,
Du kannst dir die Stimmung selber machen.



Toledo

E. M. Wagner

Karl XII. von Schweden

Von Hsifa Luise Dresler-Schember

Eines Riesen ungefügtes Lied —
Traumgefänge eines Götterfalken,
Wildzerstreuend dieser Welt Gewalten —
Ursprung — Ausklang — ohne Unterschied.

Als die Lebenswoge müd geworden
In des Gleichklangs matter Melodei,
Stieg der Geißer auf im hohen Norden
Aus dem ew'gen Eise, heiß und frei.

Seiner Wetterfenne Brennstrahl fiel
Auf das schwarzverhängte Kriegstheater:
Breiter Ausbruch einer Königsader —
Blutverströmend ohne Maß und Ziel.

Steigend, fallend, wie des Nordlichts Schein,
Werden und Vergehen gleich: Ein Glänzen.
Grenzenloses keiner Famm umgrenzen —
Also dieses Daseins Sinn und Sein.

Ein glücklicher Zufall

Von Bert Wernau

Jim Crawly war eigentlich seinem Fach nach Kaufgüßtschmuggler. Bei seiner letzten Schmugglerfahrt hatte er aber ausgeprochenes Pech gehabt und war nicht nur mit Mühe und Not den Beamten der Kaufgüßtsbrigade entgangen, sondern hatte auch bedeutende Verluste erlitten, da er bei seiner Flucht eine beträchtliche Menge Kokain und Opium in einen Fluß werfen mußte. Es war für Jim ein schwerer Verlust in diesen schwierigen Zeiten und so beschloß er, bis die Konjunktur für Kaufgüßthändler wieder etwas besser werde, sich einem anderen Geschäft zuzuwenden. Als nun ein guter Freund ihm den Vorschlag machte, für ihn doch seine Dollarscheine, die nicht auf dem normalen Weg hergestellt wurden, zu vertreiben, griff er mit beiden Händen zu. Sein Freund gab ihm fünfzig funkelneue Zehndollarnoten und sagte, daß er ihm dafür nach einer Woche nur 100 Dollar zurückzugeben brauche. Wenn er die Noten abgesetzt hätte, könne er sich unter den gleichen Bedingungen wieder den gleichen Betrag abholen. Crawly, der schon andere Dinge durchgeführt hatte, schien dies eine Kleinigkeit und er machte sich sofort an seine Arbeit.

Er nahm vorher in einer Frühstücksstube einen reichlichen Imbiß zu sich und begab sich zur Station der Untergrundbahn, um in einem entlegenen Bezirk seine Tagesarbeit zu beginnen. Vor der Station war jedoch gerade eine Ansammlung entstanden, da eine Frau bewußtlos zusammengeknirscht war. Da Jim solche Menschenaufläufe stets sehr interessierten, mischte auch er sich unter die Menge und fragte neugierig, was denn geschehen sei. Ein junger sehr eleganter Herr gab ihm bereitwillig Auskunft. Inzwischen war auch ein Schutzmänn ausgetaucht und erkundigte sich bei den Umstehenden nach den Geschehnissen. Jim Crawly hatte zwar momentan nichts von der Polizei zu befürchten, wollte aber mit diesen Leuten lieber nichts gemein haben und entfernte sich unauffällig. Nachdem er sich beim Kassenschalter seine Karte gekauft hatte, wollte er gerade in einen einfahrenden U-Bahnzug einsteigen, als sich plötzlich eine schwere Hand auf seine Schulter legte. Langsam wandte er sich um und

sah in das ihm nur zu gut bekannte Gesicht des Inspektors Elk von der Kriminalpolizei.

„Was wollen Sie? Ich habe doch gar nichts gemacht!“, sagte Jim.

„Das glaube ich dir ganz gerne“, gab der Polizist zur Antwort, „doch will der Kommissär mit dir sprechen. Komme nur ruhig mit!“ —

Auf der Polizeiwache wurde Crawly sogleich gefragt, ob er nichts zu gestehen habe.

Jim der sich plötzlich etwas unheimlich fühlte, berechnete schon im stillen, wie viele Jahre er wohl für die Ausgabe von Falschgeld ab bekommen würde. Doch plötzlich protestierte er gegen seine Inhaftung und meinte:

„Ich habe ja gar nichts gemacht. Ich wollte nur ruhig in einem Zug der U-Bahn einsteigen, als ich unvermutet von Kommissär Elk verhaftet wurde. Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ — Der Kommissär hielt ihn aber nicht lange im ungewissen, sondern antwortete ihm sofort: „Wir wissen aus sicherer Quelle, daß Sie mit Falschgeld handeln. Es wäre für Sie am besten, wenn Sie sofort ein Geständnis ablegen.“ —

Jim Crawly war daraufhin wie aus den Wolken gefallen. Er hatte vorerst gedacht, daß man ihn im Zusammenhang mit einer am Vortag ausgehobenen Opiumböble verhaftet hätte; aber da hatte er ein gutes Gewissen. Doch, daß die Polizei schon von seinem Verursachungswissen, ging ihm nicht ein, und er beschloß bis zum letzten Moment zu leugnen.

„Nun, was sagen Sie dazu?“

„Das ist eine ganz gemeine Lüge. Kein Wort ist daran wahr“, stammelte Jim, obwohl er genau wußte, daß sich das Falschgeld in der Revolvertasche seiner Hose befand und er im kurzen Überführer sein würde. Der Kommissär, der durch eine vertrauliche Anzeige genau wußte, daß Jim ungefähr 500 falsche Dollar heute bei sich haben mußte, war über das freche Leugnen ganz empört und befahl sofort zwei Schutzeinheiten an Jim eine Leibesvisitation vorzunehmen.

Als der eine Schutzmänn an die Untersuchung seiner Hosen ging, sah sich Crawly

schon in Sträflingskleidung im Hofe des Zuchthauses im Kreise herumgehen. Doch siehe! Eine Geldbörse mit einigen Kupfermünzen, ein Schlüsselbund und ein schmutziges Taschentuch kamen zum Vorschein. Trotz allen Herumwühlens fand sich kein Papiergeld. Der Schutzmänn tastete nochmals alle seine Taschen ab. Langsam zog er die Hand heraus, doch sie war leer. Jim überkam eine furchtbare Ungewissheit. Er war sich vorerst nicht klar, ob der Schutzmänn vielleicht aus irgendeinem Grunde den Kommissär hintergehen wollte, oder ob die Tasche wirklich leer war. Nach einigem Zögern griff er nach seiner Hintertasche und fand, daß tatsächlich nichts darin war.

Jim Crawly war die Situation sofort klar. Wenn man nichts bei ihm gefunden hatte, so konnte man ihn auch nicht einsperren. Nur war es ihm absolut unklar, wohin die falschen Scheine gekommen waren.

Während dieser Gedanken hörte er den Kommissär sagen: „Ich weiß zwar, daß unsere Informationen richtig waren. Nicht weiß ich jedoch, wo Sie Ihr Falschgeld hingewacht haben. Ich kam Sie daher nicht zurückhalten. Offentlich haben wir nächstes Mal mehr Glück. Sie können gehen.“ —

Nachdem Jim die Türe hinter sich geschlossen hatte, atmete er tief auf und begann über den ganzen Vorfall nachzudenken. Nach einiger Zeit kam ihm eine gute Idee. Er betrat wieder das Wohnzimmer und ließ sich beim Kommissär wegen Erstattung einer Anzeige melden. In wenigen Minuten stand er dem Polizeigewaltigen abermals gegenüber und sagte: „Ich möchte gerne eine Anzeige erstatten: Ein junger sehr eleganter Herr hat mir heute früh vor der Untergrundbahnstation meine Brieftasche gestohlen. Der Inhalt waren 500 Dollar. Adieu!“ —

Ein praktischer Zuseher

Zauberkünstler: „Meine Herrschaften, nennen Sie mir jetzt bitte einen Gegenstand, den ich verschwinden lassen soll!“

Stimme aus dem Publikum: „Meine beiden Güteraugen!“



Dietrich Heinrich Volz

DIE BRAUTSCHAU

Von Erich Kernmayr

„Immer amol“, sinniert der alte Ploderer vor sich hin, „Kommen die allerschönsten und besten Gedanken auf der Legt. Wenn ma's so ganz genau betrachtet, bin i no ganz jafrißig riegeßam und — warum a net!“

Dabei ruft er si sei verwegenes Gamsbarthäutl a wengl schiefer und is scho einigshoben ins Kummerbauernhaus.

„Is des oba a feltene Ehr!“, sagt die Kummerin und schlägt die Hand vor Verwunderung ein übers andere Mal üben Kopf zusammen, „Kimmts nur glei eini in d' Stuben — Afra, Kofl, gehts a wengl außi in d' Kuchl. Es werds mir do nit die Schand machen und vor den Essen wieder weiter gehn! Das gibts sei nit!“

„Na, das will er grad nit, der Ploderer. Und dann kimmst a schon der Kummerbauer eini in die Stuben, drückt eahm die Hand und setzt sie zuwi zum Tisch. Und wias grad geht, stoßt si a jeder sei Pfeifen und redet holt so umadum, wia die Rag uman hoassen Drei.“

„Is a bachschießigs Ding, enkä Afra!“, moant schließlich der Ploderer und gibt si an Anlauf, „wias is si denn in die Jahren.“

„Mei —“, sagt die Kummerin, „grad

recht — drei- und zwanzig, zu jung is nix und wenn ma die Jahren amol übergeht is a nix!“

Des hat den Ploderer geärgert. Bald härt er schon faßtig umigspuckt, oba im legsten Moment fällt eahm ein, daß dös da kan Ghörtji war, für den Kummer sei guate Stuben.

„Kochen Fanns wohl a, will i hoffen!“

Die Kummerin lacht nur.

„Deßer wia i!“

Do braucht nit viel dransein, denkt si der Ploderer, a Mohder hat amol ganz damisch g'schimpft über die Kummerkofl.

„Wia alt is den nochä dei Franzl!“, forschet bedächtig der Kummerbauer, „so an die dreißig wird er wohl scho sein?“

„Na — na — erst acht- und zwanzig!“

„Grad recht —“, mant wieder die Kummerin.

Des „grad recht —“, des geht ma schon bei Floam auf die Nerven, denkt si der Ploderer und will grad richtig ansetzen.

„Wia lang bist denn dann du eigentli Wittib, Ploderer?“

De Frog paßt den Ploderer amol.

„Giaz fan 's bold acht Jahr, daß die

Mariel, Gott hab sie sölig, am Friedhof is. Es war a rechtshaffenes Weib.“

Die Kummerin zerdrückt a g'schwinde Tränen.

„Sie war mei oanzige Freindin und mir warn Nachbarskinder!“

Goppla, denkt si der Ploderer, des geht scho wieder abseitig und nimmt si no amol an Anlauf.

„Is holt nix, des Ganschtig haufen. Wannst in der Nacht umigreißt und des Bettstabl is leer — dös is a eigene Soch!“

„Ja — mein. Es hot holt gar kan Wert nit, wenn a Mannerleut solang ohne der betreuenden Liab eines Weibes is!“

Sakra, denkt si der Kummerbauer, mei Alte, de kennt si aus.

„Ganz meinige Meinung!“, sagt da der Ploderer, steht feierlich auf, daß die silbernen Taler nur auf sein Bäuchel auf und abspringen, „so is auch meine Wahl auf enkä Tochter Afra gefallen und i hoff, ihr werd sei einverstänben sein!“

Da kimmst der Kummerin ganz ehrlisch a wengl Wasser in die Augen.

„Afra!“, schreit sie außi in die Kuchl.

„Afra kimm eini!“



C. I. Bauer

Der Kummerbauer schüttelte ein über das andere Mal dem Ploderer die Hand.

„Mir Alten, mir werden schon nit räfert werden, wegen der Brautgab und so!“

„Mir Alten, denkt si der Ploderer, des is grad ka richtige Red für an Schwieger.“

Da kimmt die Afra brennroter eini in die Stuben.

„Afra“, sagt die Mutter ganz weich, „der Ploderer hat um dei Hand ang’holten. Hast was dagegen?“

„Na —“, sagt das Dirndl schön gschamig, „der Franzl und i san uns scho gleich. Aber er hats erst dem Heren Vatern nach den Fajching jagen wollen.“

Der Ploderer macht si mit an Ruck den Händfragen auf, daß das Andöpfel nur so umspringt.

Da kemman aba schon die Knecht und Dirnen eini in d’ Stuben und a Gänd-

schütteln is um dera Afra, daß es hódha gar neama geht.

Jetzt gibt si der Ploderer an Ruck und nimmt den letzten Anlauf.

„Nocha wär eh alles in der schönsten Ordnung“, sagt er recht süß, und das Andere überlässt er sein Duam. Nun mááß er oba gschwind zum Ochsenwirtin, er hátt früher vergessen, es wär so a groß wichtige Sochen...

Wia er gegen Mitternacht vom Ochsenwirtin hoamzu geht und eahm die Krügel alle a grad nit sicherer mochen, kimmt er akkurat wieder beim Kummerbauern vorbei. A wengerl holt er an. Dann sagt er voll tiefster Überzeugung zu sich selbst:

„Daß die letzten Gedanken die schönsten san, des kann grad scho stimmen, daß des grad oba die besten san — fir Teufel, des is do nit gwis!“

Die Limonade

„Sag’ mal, Willi, warum benutzt du nicht auch den anderen Strohhalm?“

„Warum, ich habe diesen einen noch nicht mal leer.“

Ein Ahnungsloser

„Gnädiges Fräulein, was machen Sie am Samstag abend?“

„Ich bin verabredet.“

„Und am folgenden Samstag?“

„Ich bin verabredet.“

„Und am Samstag danach?“

„Bin ich ebenfalls verabredet.“

„Lieber Himmel, Mädchen, wann baden Sie eigentlich?“

Meine Frau betrügt mich!

Von Cl. Mann

Walter Großmann parkte seinen eleganten Wagen an der gegenüberliegenden Ecke des riesigen Bankhauses und ging dann mit mürrischem Gesicht dem Hauptportal zu. Daß heute sein Geburtstag war, veranlaßte ihn keineswegs zu freudiger Stimmung. Im Gegenteil, gerade um den vielen höflichen, zum Teil sogar ehelichen Glückwünschen aus dem Wege zu gehen, benutzte er diesen weniger gefährlichen Eingang.

Eigentlich war er heute besonders schlecht aufgelegt. Was hatte man schon von seinem Geburtstag? Arbeit, Telefongespräche, Diktate, Konferenzen. Nach wie vor, mittags und abends. Andere feierten den Tag im Kreise ihrer Familie oder mit Freunden, aber bei ihm reichte es nicht einmal zu einer Tasse Kaffee oder einem gemütlichen Glas Wein. Wenn er an Edda, seine Frau dachte, mußte er sich gestehen, daß er von jeder seiner Sekretärinnen mehr wußte, als von ihr. Sie war die treue, wenn auch bildschöne Güterin seines Haushaltes und seines jährigen Jungen. Ein paarmal in der Woche lag sie für kurz beim Essen. Und wenn er abends spät kam, schlief sie gewöhnlich schon. Sie murmelte nicht über das stete Alleinsein, ging nie aus und war eigentlich recht bequem für ihn, den Geschäftsmann. Nur ihr gegenseitiges Verbalten zueinander war kühl und fremd geworden. Wie hätte es sich auch in den paar heißen Minuten des Zusammenseins erwärmen sollen? Zu ernstesten Gesprächen war nicht genug Zeit und geschäftliche Dinge gehörten nicht vor die Frau. So blieb es bei gleichgültigen Bemerkungen. Aber trotzdem verletzte es ihn, daß sie gerade heute an seinem Geburtstag noch vor ihm von Gänge fortgegangen war.

Dums! Ein Klatschendes Geräusch ließ ihn aus seinen Gedanken aufsehen. Eine kleine rote Damenbandtasche lag vor seinen Füßen, und er bückte sich schnell um sie aufzuheben. Als er sich jedoch umblickte, war die Besizerin bereits im Inneren eines Taxis verschwunden, und er sah nur noch eine Sekunde lang ein schmales, seidenschimmerndes Bein. Seine Gallorufe wurden von dem bereits abrauschenden Wagen übertönt, und so stand er mit dem Täschchen in der Hand auf der Straße. Da Angekellte von ihm erschienen, ließ er es schnell in den Mantel gleiten und eilte ins Haus.

Als er in sein Privatbüro trat, empfing ihn der Duft eines Kaum zu übersehenden Stieberstraußes. Er liebte Blumen im Büro nicht, aber irgendwie schmeichelten sie ihm heute wie etwas Langentbehrtes entgegen. Er nahm ohne weiteres an, daß sie von seiner Sekretärin seien und dachte

erst gar nicht lange nach. Walter Großmann wußte, daß sie ihn verehrte. Er umgab sich gern mit Sekretärinnen, die eine Schwäche für ihn hatten. Sie waren immer voll Erwartung, daher stets voll Eifer zu allem bereit und stets gepflegt. Das tut gut, wenn man den ganzen Tag mit Zahlen zu tun hat.

Ach ja, richtig, die Tasche geriet ihm wieder in die Hand, als er seinen Mantel auszog. Was sollte er damit anfangen? Schließlich hatte er doch kein Jundbüro. Aber vielleicht lag eine Karte darin. Er öffnete die Tasche fahrig, als ihm ein leiser Duft entgegenwehte. Er schloß die Augen halb und sog ihn tief ein. Etwas Wunderbares, Langvergeßenes stieg in seiner Erinnerung auf. Walter Großmann hatte sich längst abgewöhnt, seine weiblichen Angestellten als Frauen zu betrachten. Sie hatten eben da zu sein und dafür zu sorgen, daß alles klappte. Aber heute schien ein ausgesprochen weiblicher Tag zu sein.

Die Tasche enthielt jedoch keinen besonderen Anhaltspunkt. Eine Puderdose, ein feines Täschlein, etwas Geld und ein kleines schwarzes Notizbuch. Und wie gesagt, den Duft, der ihm wieder die schlanken, schimmernden Beine vorschweben ließ. Es widersetzte ihm, in das Notizbuch zu schauen, aber vielleicht konnte man das Ding dadurch loswerden. In dem Büchlein stand aber kein weiblicher Name, sondern nur täglich um eine bestimmte Zeit der Name Erich. Viele der angegebenen Tage waren schon vorüber, aber Erich war für die ganze kommende Woche vorgesehen. Dazwischen waren vereinzelt Besorgungen angegeben und Bemerkungen aus denen man erjah, daß die betreffende Dame Tennis spielte. Wahrscheinlich auch mit diesem Erich! Der hat's gut, dachte Großmann vor sich hin. Scheinbar hat dieser Erich immer

frei um die angegebenen Stunden und kann sie mit der wundervollen Frau verbringen. Denn daß die Unbekannte wundervoll war, stand für ihn fest. Solche Beine, der feine Duft und die perlende Gänsehaut konnte nur eine kultivierte Frau haben.

Das Telefon schrillte. Die Sekretärin erinnerte, daß es bereits halb neun sei, und Großmann bestellte sie zu sich. Als das schöne Mädchen eintrat, ging sie auf ihn zu, um ihn zu beglückwünschen. Aber der Direktor winkte freundlich ab. „Schon gut, Fräulein Steffen, und schönen Dank auch für die Blumen. Es war nett von Ihnen.“ Während er ihr die Hand gab, entdeckte Fräulein Steffen den Strauß. Ja, wenn er das annahm, durchsuchte es sie heiß, ihr konnte es nur recht sein. Sie hob leise die Schultern und senkte den Kopf. Dann begannen sie mit der Postdurchsicht.

Ein paar Tage waren vergangen. Die Tasche lag mit anderen Sachen verschlossen im Schreibtisch. Schließlich hatte sich ja auch die Besizerin melden können. Aber das kleine Notizbuch trug Walter Großmann bei sich. Es machte ihm irgendwie Freude, und er hatte über den Duft des Büchleins eine kleine Freundschaft mit der Unbekannten geschlossen. So sah er jeden Tag nach, wenn sie ihren Erich trafe und dachte mit stiller Wehmüt daran, was er wohl um diese Zeit vorbatte.

Heute abend nun war Walter Großmann einmal früh nach Hause gegangen. In dem kleinen Notizbuch stand, daß „sie“ Erich um 9 Uhr traf, und Großmann hatte es satt, auch jeden seiner Abende hinterm Schreibtisch zu verbringen.

Seine Frau war nicht zu Hause. Ausgesehen, wenn er einmal da war. Er setzte sich in einen Sessel, blätterte in dem Zeitungs und träumte ganz gegen seine Gewohnheit vor sich hin. Morgen mittag traf sie Erich um 12 Uhr. Schade, lächelte er, da habe ich eine Konferenz und kann nicht. Aber übermorgen um 3, das war schon besser. O, da stand sogar der Treffpunkt dabei: Parfede am Denkmal! Genau genommen, wenn er hinginge, würde er sehen wer sie war.

Er merkte gar nicht, daß über seinen Gedanken Edda ins Zimmer getreten war. Strahlend ging sie auf ihn zu: „Ach du hast mein Notizbuch! Und ich habe es schon so lange gesucht!“ Sie nahm es ihm aus der Hand und flüste ihm: „Wie schön, daß du da bist!“ Er starrte etwas Unverständliches. Es wurde ihm heiß und kalt, und er begann sie aufmerksamer zu betrachten. Sie kam ihm wunder schön vor, und er mußte sie lange nicht gesehen haben. Aber er konnte jetzt nicht mit ihr allein



Ros.

In Gegenden, wo die Künste geblüht haben, sind auch die schönsten Menschen gezeugt worden.

(Winkelmann)



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



Löwenbräukeller Stiglmaierplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte



Groß-Konditorei CAFÉ MACH
Rosenstraße 11



Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert



Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
in Küche von früh bis abends
STIMMUNGS-SCHRAMMELTIO

Bärenschenke Fürstenfelder-
Straße 15
Das behagliche Mittag- u. Abendlokal

Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tageszeitungen

Café Orlando di Lasso am Platzl
nachm. Konzert **Täglich** abends Tanz

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

Besucht die Vorstellungen der
„DACHAUER“ im „PLATZL“
gegenüber dem Hofbräuhaus

Café am Dom
Kaufingerstraße

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

MÜNCHENER KUNSTSCHULEN

Münchner Lehrwerkstätten
Modzeichnen, Gebrauchsgraphik,
Zeichnen, Malen, Aquarell 17-19 Uhr,
Hohenzollernstr. 21, Fernruf 20149

SCHULE FÜR DIE KUNST
von Adolf Schlicher in Führung (Barock)
mit Lehrstätte München, Odeonsplatz 2
staatl. anerk. / Allgem. Kunsterziehung



Gut verpflegt
sind Sie im
gemütlichen
**Vier Jahreszeiten-
Keller**

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. · ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Gemälde
Bekannt, vorzügliche
Färbung, Natur- u. Kunst-
stoffe, Odeon-
München, Odeonsplatz 17
Tel. 21563



Lest die
„JUGEND“

Lerne
**Auto-Motofahr-
techniken**
Speitzer
Tel. 13269

Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnsr. 8-10 Telefon 207 63

Klischees herstellt
für **Klischéanfertiger**
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Kapellenstr. 1
Kreuzer Cafe Fürstlich

Markensammler
erh. inter. Nachr.
kostenlos
Markenmeyer
München, Baderstr. 49

sein. Unmöglich! Eine plötzliche Eifersucht regte sich in ihm. „Wollen wir ausgehen?“, fragte er mit erbeuchelter Heiterkeit. „Ich freue mich mit dir einmal zu Gaus zu sein, und eigentlich bin ich müde“, erwiderte Edda. „Kann ich mir denken, nachdem du eben erst von deinem Erich Kommil“, hatte Großmann am liebsten losgeplatzt. Aber er bezwang sich, und Edda entschloß sich doch mitauszugehen.

Seit langer Zeit einmal wieder tanzten sie zusammen. Edda sah bezaubernd aus und lächelte den ganzen Abend, weil sie sich freute. Walter Großmann dagegen war gepöckelt. Das war also endlich die Frau, die der Duft ihm vorzauberte! Seine Frau! Wirklich sie hatte noch schönere Beine und schien ihm jünger geworden. Überhaupt kamen ihm alle Leute jünger vor, nur er selbst sah alt

und mürrisch aus. Wenn er sie beim Tanzen im Arm hielt, verwirrte ihn ihr Parfüm und ihre fragenden Augen. Denn Edda verstand nicht, wie es heute Zeit für sie hatte.

Walter Großmann wurde die ganze Nacht von den schrecklichsten Gedanken gequält. Nicht zuletzt wütete er gegen sich, daß er seine schöne Frau so vernachlässigt hatte. Sonst hätte es doch nicht möglich sein können, daß dieser Erich von ihr Besitz ergriffe. Daß sie aber ihrem eigenen Manne trotz des Betruges noch zulächeln konnte, betrübte ihn am meisten. Aber morgen um 3 Uhr würde er an der Parkstraße stehen und diesem Herrn Erich mal ordentlich... na ja, der würde schon sehen!

Am nächsten Mittag aß Großmann früh und konnte schon eine Stunde vor

der Zeit nicht mehr arbeiten. Er fuhr also langsam auf Umwegen zu der verabredeten Stelle, parkte in der Nähe und ging das kleine Stückchen wartend zu Fuß. Eine qualvolle Viertelstunde lang hatte er noch Zeit über diesen „Kerl“, wie er ihn in Gedanken nannte, nachzugrübeln.

Da kam Edda, im düftigen Kleid und mit leichten Schritten. Ihr Gesicht war frohlich und erstrahlte als sie ihn sah. Wie schön! „Sagte ich dir“, sagte sie überzeugt. „Aber wie oft hast du Zeit und weißt, daß ich hier bin?“ „Sag“ nicht immer „wie schön“, wenn ich dich erwünscht habe“, schnaubte er los. „Jetzt werde ich erfahren, wer dieser Herr ist, der das Vergnügen hat, täglich in deinem Notizbuch zu stehen!“ Er wartete auf die zerknirschende Wirkung seiner Worte, aber Edda lächelte wehmütig und über ihre Lippen kam ein gedehntes: „Ach

1937" Walter Großmann pflanzte sich stolz als Gebieter neben seiner Frau auf und boberte seinen Gehhof fröhlich in die Erde.

Nach einer Minute plötzlich kam etwas um die Ecke gelaufen, braun und frisch wie ein Wirbelwind mit weißem blondem Schopf. „Da kommt Erich“, rief Edda strahlend, und das schmunzige Etwas raste auf sie zu und sprang ungeachtet des schönen Sommerkleides an ihr hoch, und schrie: „Mutti, es war großartig! Das ganze Spiel haben wir gewonnen!“ „Das ist Erich? Der Erich aus deinem Totbuch“, fragte Großmann verblüfft und unglaublich. Ploglich fiel ihm ein, daß sein Junge, den sie gewöhnlich Strups nannten, eigentlich Erich hieß.

Edda legte den Arm um ihren verdutzten Jungen und schüttelte leise den Kopf: „Gatte! du schon vor lauter Arbeit den Namen deines Jungen vergessen! Ich hole ihn immer ab, von der Schule oder von den Übungen, damit ich wenigstens etwas hinauskomme. Du hast doch keine Zeit für uns, nicht einmal um dich für die Blumen zu bedanken, die ich dir am Geburtstag in dein Arbeitszimmer stellte.“ „Der Niederer“, stotterte Großmann. „Ja“, nickte Edda. „Ich dachte mir, zu Hause hast du doch nichts davon, weil du nie da bist!“

Großmann flimmerte es vor den Augen. Mühsam griff er nach der Hand seiner Frau, um sie zu fassen. Er biß sich fast die Lippen blutig, um wenigstens vor seinem Sohne Erich, dem Lausbuben Strups, zu verbergen, wie sehr er sich schämte.

Die Heirat der Katze

Eine chinesische Fabel

Von E. M. Wögel

Ein alter Kattenvater hatte eine Tochter. Sein sehnlichster Wunsch war, sie mit dem mächtigsten Wesen der Welt zu verheiraten. Darum ging er zum Monde, den er für „allmächtig“ hielt. Der aber sagte: „Das bin ich nicht, der Nebel hüllt mich oft ein — ich kann ihn nicht vertreiben.“

Da wanderte der Kattenvater zum Nebel, denn dieser mußte stärker als der Mond sein. Doch der Nebel deutete in die ferne: „Der Wind ist mächtiger — wenn der daherbraust und mich zerstreut, so kann ich nichts dagegen tun.“

Die Katze suchte den Wind auf, doch der flüster: „Der Turm steht mir im Wege, durch ihn kann ich nicht hindurch.“

Der Turm blickte dunkel und drohend auf das kleine Tier und flage: „Ich sehe wohl fest und der Sturm kann mir nichts anhaben, jedoch Ihr Katten höhlt mein Gemäuer mehr und mehr aus, so daß ich einst einstürzen muß!“ — — —

Da sah der Kattenvater, daß eine Katze nur ihresgleichen heiraten kann. Er kehrte nach Hause zurück und gab seine Tochter dem Sohn seines Kattennachbarn zum Weibe.

Ein weiches Herz

Von E. M. Wögel

Naßkalter Hamburger Nebel hüllt den Marktplatz ein. Lange Reihen von Verkaufständen mit großen runden Schirmen darüber. In den Körben und Kästen alle

Herrlichkeiten, die der Herbst aufzuweisen hat, — köstliches Obst und Gemüse.

Über aufgewachte Wege eilen die Hausfrauen mit prall gefüllten Markträgen. Eine junge Frau handelt von der alten Bauersfrau Trine Malch ein junges Gähln für den Sonntagstisch.

Schluchsend überreicht Trine das Gewünschte — kopfschüttelnd entfernt sich die Käuferin.

Der alte Wunner, der seines Amtes waltet und die am Boden liegenden Abfälle zu kleinen Häufgen zusammenkehrt, bleibt verwundert stehen.

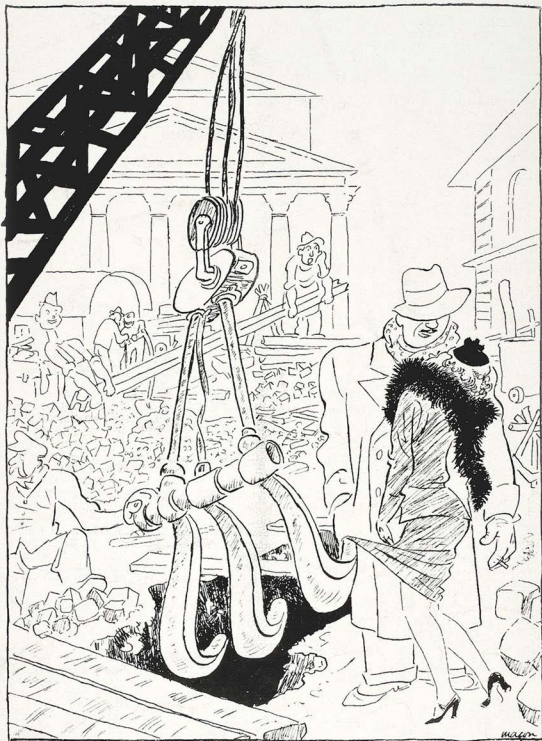
„Nanu? — Was ist denn hier passiert?“ „Ach gor nichts“, schluchzt die alte gute Trine, — „aber man hängt doch an so'n kurt Tier, wenn man dat zehn Jahr Dag für Dag füttert hätt“ — — —

„Wo gebts hier zum Löwenbräu?“ „Nehn S' nur vor zum Siglmaier-Platz. Da hören Sie f schon brüllen.“ „Die Löwen?“ „Nein, die Preiß!“



Wögel

Lehrerin: „Nun, Franzl, wenn ich drei Eier hierhin lege, und fünf Eier dorthin, wieviele Eier habe ich dann?“ Franzl: „I glaabs net, daß Sie Oar legen könnal!“



Maçon
Maçon

„Nicht doch Egon! — Die Leute!“